

Zwei Briefe aus dem wolgadeutschen Lebensraum

Von Georg S. Löbsack

So einfach und so schwer ruht in der Schneetiefe des Wolgawinters ein deutsches Steppendorf, daß ein Brief aus Deutschland, wenn er getrost schon im Herbst ankam, noch im Frühjahr nicht vergessen ist. Was sage ich, drei Jahre kann es dauern, bis er beantwortet wird! Denn man findet dort nicht auf alles gleich die rechte Antwort. Zwei Briefe können dafür zeugen. Und auch ihnen noch gingen sechs Jahre Nachdenkens voraus, macht zusammen neun Jahre.

Als nämlich der Emanuel Sandeck im großen Wolgaer Hungerjahr 1921 heimlich nach Deutschland um Rat geschickt wurde, da hatte ihn zuguterletzt auch noch der alte Schafhirt Berthold Heß zur Seite gerufen und ihm ein ernstes Anliegen ans Herz gebunden.

„Bub“, hatte er flehentlich gebeten, „hab auch darauf ein Auge, von welcherlei Leuten in Deutschland wir Kolonisten hier abstammen. Tu dich um, ob es rechtschaffene Menschen waren. Denn guck, Bub, wie es auch kommen mag: Verhungern wir hier allesamt, so wird es uns doch leichter fallen, wenn man weiß, daß wir hier von rechtschaffenen Deutschländern Herkommen. Nimmt uns aber Deutschland doch noch zu sich heim, wie es im Weltkrieg verheißen hat, dann mache ich für mein Teil nur dann heim, wenn meine und deine und unser aller Altvorderen von drüben keine Faulenzer und keine Hanswurste waren, keine Diebe und keine Gottlosen. Ich tät mich sonst drüben in Deutschland gleich ins Wasser werfen. Was ist uns denn noch geblieben, Bub! Garnichts. Darum rat ich gut: Tu die Augen auch darauf richten, es ist was wert.“

Der Emanuel Sandeck versprach es. Doch sechs Jahre dauerte es, bis er in Deutschland alles so weit ausgemacht hatte, daß er auch an den Schafhirt Berthold Heß Rechenschaft auf sein Begehren schreiben konnte.

Das war 1927, im Herbst, kurz vor der Wolgaer Kirmes. Und in seinem Brief hatte der Emanuel Sandeck solcherlei wunderliches Zeug geschrieben:

„Es ist nicht mehr genau auszumachen, lieber Vater Heß, was für Leute es gewesen sind. Die einen sagen Tunichtgute, die anderen sagen Schwärmer. Niemals werden wir Wolgaer genau erforschen können, ob der, eine Tagelöhner und jener wirklich ein Graf gewesen ist, der ein Handwerker und jener ein gelehrter Stadtmensch. Es ist für so viele Altvordern nichts mehr aufzufinden an Papieren und Bildern in Deutschland.

Die Hesse aber kommen von rechtschaffenen Leuten in der Wetterau her, lieber Vater Heß, das habe ich ausgemacht. Es gibt noch heute in der Wetterau Hesses, die verdienen sich ihr Brot mit der eigenen Hand, aber sie wissen von der fernen Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg auch über ihre Familie fast garnichts mehr. Ein Heß ist damals, ja, das hat sich noch erhalten, aber nichts weiter, an die Wolga gezogen.

Und noch dieses kann Ihnen, Vater Heß, vielleicht von Trost sein: Irgendwoher weiß der älteste Heß hier in Deutschland, daß es heute in Deutschland noch

vierundsechzig von seinem Hesseschlag gibt, in Nord- und Südamerika könnten es vom selbigen Stamm auch noch zweihundert sein. Das wären also, lieber Vater Heß, zusammen mit den russischen fünfzigmal fünf Hesses an die fünfhundert Hesses von einem Stamm in der ganzen Welt.

Aber was will diese große Zahl schon viel besagen?

Schaut her, Vater Heß, Ihr habt gemeint, die deutschländischen Hesse wären für Euch so eine Art Sonne, um die sich alles dreht, was Heß heißt. Und noch habt Ihr gemeint, Euer Glück und Euer Unglück wäre mit dem Glück und Unglück der deutschländischen Hesse verbunden und bedeute für sich allein garnichts. Aber ich habe es herausgefunden in der Wetterau, daß ja die deutschländischen Hesse von Euch ganz und gar nichts wissen, ja auch nichts wissen mögen, das heißt, sie sind nicht darauf aus, so wie Ihr umgekehrt, alle Hesse zu kennen und zu lieben. Und sodann ist es fix und fertig ausgemacht, daß ja die Wolgaer Hesse und Sandecks und wie sie alle an der Wolga heißen mögen, ganz und gar auf ihr eigen Glück und Unglück gestellt sind, vom ersten Tag an, als sie den Wolgaer Erdboden unter die Füße nahmen, und ist denn eigen Glück und Unglück nicht eigen — Schicksal, und ist denn nicht eigen Schicksal eigen Leben und Sterben, ohne die deutschländischen und amerikanischen Hesse und Sandecks und so fort!?

Unser Wolgaer Leben, Vater Heß, nährt sich aus den Adern des Wolgaer Steppenbodens, und darum sind wir Wolgaer, alle miteinander genommen, eine eigene Schicksalsfamilie, ein rußländisches Volk für uns, glaubt es mir nur. Denn auch die Hesse und Sandecks und alle anderen aus jener Auswanderungszeit vor 170 Jahren, heute an der Wolgau oder am La Plata oder am Orinoko, sie alle sind gebenedeit im neuen Blut einer neuen Heimat, Vater Heß.

Und wenn ich nun von überall einwerfen höre, ob denn nicht der Name Heß und Sandeck und alle Namen aus einer Zelle, der Wetterau, kommen, ob denn nicht der Name unser wahres Blutmal, unser Familien- und Heimatschild, ja, unser Lebensblut selbst sei?, da möchte ich laut zurückrufen:

O ihr Freunde, wann wollt Ihr Kinder groß werden! Nicht ist der Name Lebensblut, sondern das Schicksal. Wie war mir doch jüngst das Herz so leer auf dem deutschländischen Urboden meines eigenen Geschlechtes, der Sandecks. Zwar die Augen erkannten sogleich, was ein Sandeck sei, trotz des Auseinander- seins von Blut zu Blut über anderthalb Jahrhunderte, denn es lag noch in den Tiefen der Adern ein Tröpflein Blutes verlorener Wetterauheimat. Aber um wieviel reicher und um wieviel lieber und wärmer spürte ich da auf einmal wieder mein Wolgaer Blut in den Adern! Nichts sprach zu mir ein Mühlengehöft der Sandecks, von dem mein Urahn an die Wolga fortzog, obwohl es noch heute den Sandecks gehört. Ein Sandeck-Wappen zwar nahm ich im Bild mit aus der Wetterau. Aber so herrlich auch die bunten Farben, Figuren und Ornamente darauf leuchteten, ein Mythos ist mir darin nicht mitgeklungen. Im Geheimnis der 160 Jahre Wolgaer Blutsgeschichte raunte vernehmlich nur der Wolgamythos, der Steppenmythos unserer Erdenheimat, Vater Heß. Und ich will Euch auch sagen, wie.

In die Wetterau war ich von Mainz hergekommen, nach einer Rheinfahrt von Köln flußaufwärts. Den heiligsten deutschländischen Boden unseres Geschlechts wollte ich zuletzt betreten. Jedoch wie ich nun auf dem Schloßhof zu Laubach stand, wo mein Urahn durch ein kleines Kanzleifenster seine Steuerfreiheit zur Auswanderung herausgereicht bekommen hat, fiel mir ein Bild von meiner Rheinfahrt, gänzlich ungerufen, ein.

Da hatten auf dem schönen Schiff — es ist viel kleiner als unser kleinstes Wolgaschiff gewesen — französische Besatzungsoffiziere die besten Plätze auf Deck für sich erzwungen und tranken jetzt still, aber sehr hochmütig Flasche für Flasche besten deutschen Rheinweines vom Tisch herunter, ungestört natürlich von den mitreisenden Deutschländern zuhauf, die nicht zu sprechen wagten und ganz bedrückt auf ihren zugigen Randplätzen saßen. Jedoch am Loreleyfelsen erhoben sie sich schüchtern einer nach dem anderen, und einer nach dem anderen dachte dabei und sang dann auch leise und zuletzt laut, bis es ein Chorgesang war — das Lied vom goldenen und lockigen Haar. Frei und andächtig sangen die Deutschländer ihr Lied zu Ende. Und wie sie fertig waren, überkam es mich.

Auf einmal fühlte ich wieder den russischen Soldatenmantel auf meinem Körper und den Ledergurt darum, und den russischen Gewehrlauf spürte ich wieder in der Hand und fühlte auch wieder meine zwei Achselbändchen auf den Schultern, die ich mir trotz Schimpf und Schande in der Zarenarmee redlich genug erworben hatte. Freilich, das alles war ja schon längst nicht mehr wahr. Ich stand in der Zarenarmee und war Deutschland dennoch treu. So, Vater Heß, schien mir auf einmal die Wetterau zu klein und zu eng. Unsere Heimat ist viel, viel größer. Sie ist so groß, wie Deutschland und Rußland und Amerika zusammen. Deutschland ist nur die größte unserer Sonnen, nicht aber die einzige, denn auch unser Wolgaer Volksschicksal ist eine Sonne, unser Leben, wenn auch nur winzig wie ein Sandkörnchen. Aber es ist so: Sonne zu Sonne, Vater Heß, nicht Sonne und Trabanten. Denn nicht lieben wir nur die Mutterbrust, sondern auch das Vaterherz, und was ein rechtes Kind ist, liebt beide zugleich und gleich stark, so daß es aus beiden selbst ein Neues wird.“

Damit war Emanuel Sandecks wunderlicher Brief an den Schafhirten Berthold Heß an der Wolga zu Ende. Geschrieben wurde er, wie gesagt, 1927. Doch erst 1931 kam die Antwort darauf. Die Hand des alten Schäfers schrieb, schon sehr zitterig geworden:

„Lieber Bub, wir haben Deinen Brief jetzt alle gelesen und fix und fertig überdacht.

Unsere Sonne hier wird uns verbrennen. Bub, muß das sein? Was sagen die Deutschländer dazu?

Und schreibe uns noch, was in Amerika heute ein Laib Brot kostet. Das hast Du ganz vergessen zu sagen.“

Die letzten Worte waren unterstrichen.